

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungskarte Nr. 4527) vierteljährlich 2,10 Mk., für 2 Monate 1,40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

Redaktion: Tauchaer Str. 10/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon: 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die 5gespaltene Beilagen- oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gemeinlichkeiten, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Straße 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

Zur Arbeiterinnenbewegung.

* Leipzig, 4. Februar.

II.

Unter den „positiven Zielen“ der proletarischen Frauenbewegung, die zum Teil von der Genossin Braun ganz richtig gekennzeichnet werden, erscheinen in ihrem Buche namentlich zwei, gegen die sehr entschiedene Bedenken ausgesprochen werden müssen. Sie verlangt erstens, daß die klassenbewußten Arbeiterinnen ihre Propaganda in die Gebiete der bürgerlichen Frauenbewegung erstrecken sollen, und sie verlangt zweitens die Gründung genossenschaftlicher Hauswirtschaften, um die Frauen von der Hausarbeit zu entlasten und zur Erwerbsarbeit, damit aber auch für die gewerkschaftliche Organisation tauglicher zu machen.

In dem ersten Vorschlage begegnet uns ein alter lieber Bekannter. Briefe, die wir demnachst an anderer Stelle veröffentlicht werden, beweisen seine Existenz schon im Jahre 1846, wo Marx und Engels von den „wahren“ Sozialisten bestärkt wurden, ihr Augenmerk doch nicht ausschließlich aufs Proletariat zu richten, sondern den guten Willen mitzunehmen, der in der bürgerlichen Gesellschaft massenhaft vorhanden sei. Hätten Marx und Engels diesen Rat befolgt, so befänden wir zwar kein kommunistisches Manifest, aber sähen dafür im „Unrate der Konfusion“. Am kommunistischen Manifeste wird jener alte liebe Bekannte als der Spießbürger gekennzeichnet, den eine jammervolle Geschichte von Jahrhunderten aus den Deutschen gemacht habe. Und wie schwer werden wir Deutsche diesen Spießbürger los! Wir müden eine noch so gute Sache verfechten, noch so viele Arbeiterbataillone hinter uns haben, ehe wir uns nicht mit der Zustimmung eines Ministers oder Professors oder mindestens Geheimen Kanzleirats legitimieren können, hat die liebe Seele keine Ruh!

Die Genossin Braun vergleicht die deutsche Sozialdemokratie einschließlich ihrer weiblichen Mitglieder mit einem jungen Riesen, der sich seiner Kräfte nicht recht bewußt sei und die mächtigen Glieder noch nicht vollkommen zu beherrschen wisse. Sie fordert diesen jungen Riesen auf, unter die Menschen zu treten, aber nicht, um sich dem Himmel kleiner Leute unter ihm zu beugen, wohl aber um alle diejenigen, die marsch- und kampffähig seien, in seine Gefolgschaft zu zwingen. Unter „den Menschen“ versteht Genossin Braun in diesem Zusammenhange die Glieder der bürgerlichen Frauenbewegung, unter denen es nach ihrer an sich gewiß richtigen Meinung „geistige Lohnarbeiterinnen“ giebt, die tatsächlich zum Proletariat gehören. Wir kennen die Weise, wir kennen den Text. Wir haben auch erbauliche Beispiele genug erlebt, wie „geistige

Lohnarbeiter“ von Profession, die für „marsch- und kampffähig“ gehalten wurden, in die „Gefolgschaft“ der Sozialdemokratie „gezwungen“ werden sollten. Erinnern wir uns nur des Herrn Sombart in Breslau, der wegen eines leichten Schriftchens über den Sozialismus vor einigen Jahren als neu aufgehender Morgenstern gefeiert wurde. Wir anderen, die wir den saden Wizeleien über die „Welteneichhörnchen“ Marx und Engels nicht gleich den nötigen Gehmaß abgewinnen konnten, mußten dafür als „Dogmenfanatiker“, als „engherzige“ und „verbissene“ Köpfe büßen. Um diesen einen bürgerlichen Propheten wurde mehr geredet und geschrieben, als nötig gewesen wäre, um hundert offene Arbeiterköpfe zu erleuchten. Drei Jahre später, oder kaum so lange, fiel Herr Sombart bei der ersten, der schlechtesten Gelegenheit, nämlich dem Flotten-gesetze, um und überhäufte die klassenbewußten Arbeiter mit Schimpfworten, wie sie selbst der gewöhnlichsten Ausbeuter-presse nur an ihren feierlichsten Festtagen geläufig sind. Ist das tragikomische Erlebnis denn schon ganz vergessen? Und spielt der „junge Riese“ bei solchen Fahrten wirklich eine so erhebende Rolle?

Immerhin — für die Bewegung der männlichen Arbeiter hat die propagandistische Bearbeitung bürgerlicher Kreise nicht so viel zu bedeuten. Sie ist gewiß eine unnütze Kraft- und Zeitverschwendung, bei der im Leben noch nichts herausgekommen ist und auch niemals etwas herauskommen wird; aber vielleicht muß es Kränze geben, die an Weibwaschen der Mähren besondere Freude finden; und die Bewegung der männlichen Arbeiter hat viel zu lange und viel zu sehr den Schwerpunkt in sich selbst gefunden, als daß sie durch hoffnungslose Spielereien aus ihrer Bahn gelenkt werden könnte. Jedoch die proletarische Frauenbewegung ist leider noch nicht so weit; von mehr als 5 Millionen deutschen Arbeiterinnen sind nach der eigenen, sicherlich nicht zu niedrig gegriffenen Annahme der Genossin Braun nicht mehr als 30 000 gewerkschaftlich organisiert. Dennoch soll sie „die Kinderstube ausgetreten“ haben, soll „fest auf eigenen Füßen“ stehen und fähig sein, „anderen ihr Wesen aufzuprägen“, nämlich den Gliedern der bürgerlichen Frauenbewegung. In die Arbeiterinnenbewegung geworfen, kann diese erste Utopie der Genossin Braun nicht anders wirken, wie Mehltau auf eine eben erst aufkeimende Pflanze, und deshalb muß sie durchaus bekämpft werden.

Um ihre andere Utopie schmacht zu machen, spricht die Genossin Braun — allerdings nicht in ihrem Buch, aber in einem Artikel der Gleichheit — von der „Handvoll Frauen“, die bisher erst von der Arbeiterinnenbewegung ergriffen seien. Sie hält die genossenschaftliche Hauswirtschaft für ein mächtiges Propagandamittel, für einen praktischen Anfang der sozialistischen Gesellschaft und rühmt ihr sonst

allerlei schöne Qualitäten nach. Diese Qualitäten sollen an sich auch gar nicht bestritten werden, aber es fragt sich nur, ob es notwendig oder nützlich sei, dafür eine große Propaganda unter den deutschen Arbeiterinnen zu machen. Diese Frage muß in der entschiedensten Weise verneint werden. Eine genossenschaftliche Hauswirtschaft, die den erwerbstätigen Frauen die Hausarbeit abnehmen soll, setzt ein bescheidenes, immerhin nicht ganz niedriges und vor allen Dingen gesichertes Einkommen voraus, und damit wird sie für diejenigen Schichten des Proletariats, denen sie helfen soll, ein Ding der Unmöglichkeit. Gerade die Schichten des Proletariats, in denen neben dem Mann auch die Frau auf Erwerbsarbeit angewiesen ist, haben weder das genügende, noch das gesicherte Einkommen, das zur genossenschaftlichen Hauswirtschaft erforderlich ist. Die Arbeitslosigkeit ist in der kapitalistischen Gesellschaft doch ein ander Ding, wie die Genossin Braun annimmt. Man sieht hier, wie eng ihr Utopismus mit der Unsicherheit ihrer ökonomischen Grundanschauungen zusammenhängt; hätte sie richtig erkannt, was die Arbeitslosigkeit in der kapitalistischen Gesellschaft ihre Ursprung und ihrem Wesen nach ist, so würde sie gewiß nicht an ihrer genossenschaftlichen Hauswirtschaft als dem Gegenstand einer praktischen Propaganda unter den deutschen Arbeiterinnen festhalten.

In übrigen ist der ganze Plan in der Gleichheit von der Genossin Zetkin aus gründlicher Kenntnis der proletarischen Zustände Punkt für Punkt als unmöglich nachgewiesen worden. Daran hat die Genossin Braun in der Gleichheit geantwortet, ohne daß es ihr nach unserer Ansicht gelungen wäre, auch nur einen Punkt zu retten. Sie mag darüber anders denken, aber wenn sie in ihrem Buche diese zersplitterte Fatale abermals aufspritzt, so hätte sie wohl in einer Fußnote auf die in der Gleichheit zwischen ihr und der Genossin Zetkin geführte Polemik hinweisen können. Das würde den Wert ihres Buches entschieden erhöht haben. Statt dessen weist die Genossin Braun in einer Fußnote auf Webels Buch über die Frau hin, was notwendig, wenn auch gewiß gegen die Absicht der Verfasserin, die Leser verwirren muß. Webel spricht über die genossenschaftliche Hauswirtschaft in demjenigen Teil seines Buches, den er ausdrücklich als seine rein subjektive Ansicht hinstellt, für die der Partei keinerlei Verantwortung zukomme. Damit ist nicht gesagt, daß Webel mit diesen Ansichten allein stehe; im Gegenteil, was er und was auch die Genossin Braun über die Vorzüge der genossenschaftlichen Hauswirtschaft und ihre zukünftige Bedeutung sagen, wird wohl von sehr vielen oder allen Sozialisten unterschrieben werden. Aber Webel hat nie daran gedacht, die genossenschaftliche Hauswirtschaft zu einem Gegenstande der praktischen Propaganda zu machen und eben dies ist der streitige Punkt.

Seuilleton.

Nachdruck verboten.

Die leibhaftige Basheit.

Roman von Gustav Wied.

Einzig berechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann.

Madam Thomsen kam herein, breitete das Tisch Tuch aus und stellte die Teller hin. Dann holte sie das Essen: Eine Schüssel gekochter Kartoffeln von Onkel Jakobs und eine dünne, wasserklare Sauce.

„Ich habe einen Hering gekauft“, sagte sie schüchtern und sandte ihm einen scheuen Blick zu. „Es ist ja doch Sonntag!“

„Hm! — — Ja, wenn Du nur Geld ausgeben kannst!“

„Bitte, Manuel. Es ist angerichtet.“

„Danke!“

Manuel setzte sich auf das Sofa. Und Karen nahm auf einem Stuhl am Ende des Tisches Platz. Sie pekte die Kartoffeln ab und legte sie auf seinen Teller.

„Hier ist der Hering.“

„Danke, man will nicht davon haben!“

„Aber Manuel, — Manuel — —“

„Man will nicht davon haben, sage ich Dir ja!“

Sie stellte den Hering hin. Sie selber wagte jetzt auch nicht, ihn anzurühren.

Sie setzten ihre Mahlzeit schweigend fort. Mutter Karen kämpfte mit dem Weinen, das nahe daran war, die Herrschaft über sie zu erlangen. Manuels rundes Vollmondgesicht wurde immer roter und roter, und seine Augen nahmen einen lauernden, boshaften Ausdruck an,

Das bebende Kinn der Mutter und ihre tränengefüllten Augen verfechten ihn nach und nach in helle Wut.

Plötzlich warf er Messer und Gabel klirrend auf den Tisch und sprang auf.

„Man hält es wirklich nicht länger aus, hier zu sitzen und Deine saure Miene anzusehen“, sagte er, und sein Gesicht war jetzt weiß und bebend. — „Du könntest einen doch wenigstens in Frieden essen lassen.“

„Manuel, Manuel!“

„Ja, heulen, das kannst Du! Das ist auch im Grunde das einzige, was Du noch kannst! — — Man geht auf seine Kammer hinauf!“

Und hinaus stürzte er durch die Küche, die Treppe hinauf und auf den Boden. Und die Thüren schlugen polternd hinter ihm zu.

Dann trat Totensille ein.

Madam Thomsen hatte das Gesicht in den Händen geborgen und wiegte hilflos den Kopf hin und her.

Und in der Sofaecke saß Anors, einäugig, gedankenschwer und weltweise, und die Spatenfeder aucte ihm aus dem einen Ohr hervor.

Die Hebamme Fredriksen war in einem der aller-äußersten kleinen Häuser des Städtchens auf Braxis gewesen. Es wehte ein Orkan aus Südwesten, und sie mußte förmlich in kurzem Zuckeltrab über die Graubrüderhügel laufen, so drängte der Sturm auf ihrem breiten Rücken und ihr dito Hinterteil los. Die Röcke klapperten um ihre Beine wie losgerissene Segel, und der unvernünftliche Beutel, der ihr an einer Schnur über dem Arm hing, riß und zerbrach an seiner Stelle wie ein kleiner, aufgeregter Mops, der eine Freundin erblickt hat.

Unten an der Ecke der Strandstraße und des Hügel-

weges fuhr plötzlich ein Wirbelwind unter ihre Kleider, blies sie auf wie einen Ballon und drohte, sie gen Himmel zu entführen.

„Du allmächtiger Gott“, murmelte die Madame und drehte sich wie ein Kreisler herum, um die Kleider wieder zu ordnen, — „wo soll es denn jetzt hingehen!“

Dann kam sie bei dem ersten Hause in der Strandstraße in Schutz. Und die Kleider sanken wieder auf ihren Platz zurück.

„Puh!“ sagte sie und blieb einen Augenblick stehen; sie war ganz atemlos und aufgelöst. — „Ein Glück, daß es nicht bei Tageslicht war!“

Und dann zuckelte sie weiter. Ueber ihr raste der Sturm. Gleich einer Schaar heulender Untiere fuhr er über die niedrigen Dächer des Hafensplatzes dahin, auf den Fjord hinaus.

„Hm! Da ging der hin!“

Es war ein Dachstein, der auf dem Pfaster zertrümmerte.

„Solch Hundewetter!“

Auf der Promenade krachte und knackte es in den Zweigen der Linden. Die letzten Blätter des Sommers wirbelten in Kreisen über dem Kieswege. Und die Flammen der Gaslaternen fausten und kochten, und die Gläser klirrten.

Madam Fredriksen hatte den Wind jetzt wieder auf dem Rücken. Sie mußte sich ganz kerzenarabde halten, und hin und wieder, wenn ihre Kräfte sie verließen, stürzte sie auf einen Baum zu und umarmte ihn.

Plötzlich setzte sie den einen Fuß hart auf die Erde und blieb stehen.

Auf der Bank unter der nächsten Laterne saßen ein paar Menschen, ein Mann und eine Frau. Und es klang wie jammerndes Klagen.